

Der Trinker von Monte Casso

Erzählung aus der Sammlung «Vom Satteln der Nilpferde»

Teil 1

A. J. Koemeda

Hätte ich das nur geahnt!

Hätte ich doch noch mit ihm gesprochen!

Hätte ich ihn in seiner Hütte nur häufiger besucht und mehr nach seinen Sorgen gefragt!

Hätte, hätte, hätte! Nichts kann ich mehr verändern, nein, gutmachen lässt sich jetzt nichts mehr. Und das belastet mich! Ich spreche ab und zu mit meinen Nachbarn über Werner. Es hilft, wenn auch nicht viel.

Alle meinen – dem Sinne nach – Helmut, übertreibe bitte nicht! Da hättest du doch nichts verändern können, weder durch öftere Einladungen noch durch häufigere Besuche in seinem Häuschen. Diskutiert hast du mit ihm genug! Akzeptiere es – das war sein Weg.

Sein Weg? Ist das so? Gibt es nur diesen einen, den einzigen Weg? Oder habe ich etwas übersehen, etwas versäumt? Er hat doch gewartet!

Und jetzt?

I

Peter, Matthias, auch Annemarie und Klaus, ein Künstlerpaar, dann Erhard und Hannes ... Aussteiger sind wir hier alle. Aber anders als Werner. Viel gemässiger, abgesicherter und unspektakulärer ... ja, vielleicht machen wir bloss eine halbe Sache. Eine drei viertel Stunde mit dem Auto nach Luino, eine gute Stunde in die Schweiz. Bei manchen von uns schimmert bläulich ein kleiner Swimmingpool hinter dem Haus.

Ist das ein Exil, ist das eine richtige Auswanderung? Verhalten sich so Zivilisationsflüchtlinge? Wir wissen es alle: Kaum. Möglicherweise suchten wir, gemässigte Idealisten, auch nicht das Exil, sondern nur eine Abwechslung: Etwas Unbekanntes, Interessantes, Neues; etwas, wo Zeitdruck und Leistung keine Rolle spielen – weiter nichts. Da sitzt Werner, der Radikale, nicht in unserem Boot.

Wo habe ich ihn zum ersten Mal gesehen? Tja, da müsste ich nachdenken: In Luino, glaube ich, auf dem Markt. Oder in meinem Haus? Kam er bei mir vorbei, um sich vorzustellen und zur Begrüssung ein Gläschen Campari zu bekommen? Ich weiss es nicht

mehr. Es liegt schon drei Jahre zurück oder vier ... vielleicht auch fünf.

Besser kann ich mich jetzt an meinen ersten Besuch bei ihm erinnern, in der «Villa», wie er seinen wackeligen Holzschuppen spassig nannte. Es war Herbst.

– Wie ist das aber im Winter, fragte ich. – Frierst du da nicht? Kannst du es hier auch im Januar und Februar aushalten? Schau her! Da oben, oberhalb des Türrahmens ... da sehe ich den Himmel.

– Okay. Da ist aber die Südseite. Die wird im Sommer ganz schön aufgeheizt! Die Sonne trocknet alles aus ... jede Holzart schrumpft, wenn es richtig heiss wird. Ganz normal!

– Gut, gut! Wenn du aber im Winter hier leben möchtest ... nein, so kannst du das nicht lassen!

– Wieso? Das tue ich doch nicht! Ich repariere alles! Jede Wand, jedes Fenster, ja, mein Lieber, jeder Nagel wird kontrolliert.

Geschickt sei er, das schon, das habe ich von allen meinen Nachbarn immer wieder gehört. Wenn es sich um kleinere Reparaturen handelt, holen sie ihn oft. Er sei flink und sehr hilfsbereit, erzählte man mir.

Dass er mit dem weiteren Ausbau seiner «Villa» – den hat er jeden Frühling vor – nicht so recht vorwärtskomme, habe, laut Auskunft in meiner Nachbarschaft, mehrere Gründe. Erstens: Das Geld fehle ihm an allen Ecken und Enden. Neue Materialien könne er sich nicht leisten; er baue nur das ein, was er finde oder von uns, den deutschen und schweizerischen Kolonisten, geschenkt bekomme. Und zweitens: Er bohre, schraube, säge ... alles von Hand. Keine Bohrmaschine also, keine Stichsäge, kein elektrischer Schleifer, nichts Derartiges darf in sein Haus kommen. Teufelszeug nenne er diese Geräte, die zwar die Arbeit beschleunigen, uns sonst aber nur etwas vorgaukeln und die Welt ruinieren.

Die Welt, ja, die Umwelt eigentlich, lag Werner schwer am Herzen. Immer wieder lenkte er unsere Gespräche in diese Richtung, immer wieder brachte er es fertig, sich wegen eines Umweltsünders aufzuregen, die Ämter zu beschimpfen, auch die Regierung und die ganze Industrie.

In erster Linie: Die Flugzeugbauer, die Flugindustrie. Am Vormittag, als der Himmel noch blau und unzerschnitten war, schaute er zwar immer wieder hoch, hielt sich aber zurück. Später allerdings, als sich die ersten weissen Kondensstreifen über seinem Kopf zeigten, da legte er los.

– Eine gemeine Schweinerei ist das! schrie er. – Eine einzige, riesige Schweinerei ... und ein Beweis unserer Kurzsichtigkeit ... nein, unseres Schwachsinn! Wenn sich die hier unten, in der Stadt, vergiften wollen, gut, das ist dann ihre Sache ... niemand zwingt doch einen, in einer City zu leben. Warum machen sie aber dort oben alles kaputt, den ganzen Himmel? Unten spült zumindest der Regen das meiste weg, der Wind vertreibt die schädlichen Stoffe. Oben aber, mein Lieber, oben wird das Zeug Wochen, sogar Monate nicht abgebaut. Das musst du dir mal vorstellen!

Korrespondenz:

Dr. med. Adolf Jens Koemeda

«Breitenstein»

CH-8272 Ermatingen

Ich war einverstanden, ich schimpfte mit ... am Anfang. Mit der Zeit übte ich mehr Zurückhaltung und beschränkte mich auf bejahendes Nicken; ich wollte ihn nicht durcheinanderbringen oder noch weiter aufstacheln. Er konnte sich nämlich ganz schön hineinsteigern! Immer lauter redete er dann, fuchtelte mit den Händen, drohte mit den Fäusten gegen den Himmel, ja, er schrie und beschimpfte alles und alle; einschliesslich mich, der von dieser verwöhnten und satten Welt komme, gleichgültig sei und mit dem Auto ganz bedenkenlos herumfahre.

– Nein, das tue ich nicht, wehrte ich mich. – Das ist eine Unterstellung! Ich fahre doch viel mit dem Zug. Zum Einkaufen allerdings ...

– Papperlapapp! Gib es zu, unsere Umwelt und die ganze Natur sind dir piepegal. Faul bist du! Lass dir das einmal klar sagen! Wie die meisten Schweizer und Deutschen hier! Faul und gleichgültig seid ihr!

Ich schwieg. Werner beruhigte sich nach einer Weile. Er murmelte sogar etwas ... vielleicht eine Entschuldigung.

– Nein, gleichgültig bin ich nicht, nur wütend und hilflos. Vor allem aber wütend. Die wissen doch, was sie da machen, blöd sind sie nicht!

– Die, die ... wen meinst du?

– Die Techniker, die Konstrukteure ... und die Politiker auch!

– Politiker? Was haben die damit zu tun?

– Und ob! Die könnten doch viel verändern, über neue Gesetze, Einschränkungen ... was weiss ich. Die brauchen aber die Wählerstimmen, die Steuereinnahmen, den zufriedenen Bürger. Ja, Werner! Dem Bürger reicht das Auto jetzt nicht mehr ... zu altmodisch, zu langsam; er will viel schneller zu seiner kleinen Ferieninsel kommen, er muss nämlich bald wieder zurückfliegen, bei seinem Job sein, Geld verdienen ... Du liest doch viel Zeitung. Weisst du, wie viele Menschen bei dem letzten Concorde-Absturz ums Leben gekommen sind?

– Über hundert, glaube ich.

– Richtig! Mit der zweifachen Schallgeschwindigkeit rasten sie in den Tod ... nur um ein paar Stunden früher eine Luxusreise auf einem Schiff anzutreten.

Durch die weissen Kondensstreifen am Himmel – da schon. Sonst aber war Werner nicht ein Typ, der sich leicht aus dem Gleichgewicht bringen liess, sich schnell aufregte oder uns, seine Nachbarn, beschimpfte. Er lebte im Frieden mit allen Menschen aus unserem Dorf, viele besuchte er ab und zu. Oft sah ich, dass er nicht nur bei den Reparaturen, sondern auch bei Gartenarbeiten aushalf. Er jätete, mähte Gras, im Herbst verbrannte er abgeschnittene Äste und kehrte Laub zusammen; man hielt ihn zum Beispiel für einen erfahrenen Kompostspezialisten.

Nach anfänglichen Hemmungen bat auch ich ihn um Gartenhilfe; er kam, meist etwas verspätet, doch er stand da. Geld wollte er nie von mir, von anderen Menschen im Dorf übrigens auch nicht. Er liess sich dafür (nicht immer, aber oft) zum Abendessen einladen und (das allerdings immer) zu einem Gläschen Wein.

Ja, ich sass gerne mit ihm zusammen. Er war zwar ein eigenwilliger Geselle, nicht immer konzentriert und bei der Sache und dennoch – ein witziger Unterhalter mit ungewöhnlichen Zukunftsideen und Vorstellungen. Denn: Belesen und gut informiert war Werner immer. Ach ja! Zeitungen, Illustrierte, politische Journale, Reisebücher ... all das gehörte zu seinem täglichen Leserepertoire.

Schon der erste Blick auf seinen Küchentisch, Stühle und Boden verriet vieles: Alte Zeitungsausschnitte, einzelne Blätter aus verschiedenen Journalen lagen da überall herum, und zwar in mehreren Schichten und manchmal recht verstaubt.

– Werner, kennst du dich darin überhaupt aus? fragte ich ihn. – Findest du, was du gerade brauchst? Eine Menge Papier ... ich sehe kein System dahinter.

– Ich schon. Aber einfach ist das nicht ... man wird langsam alt. Und das Gedächtnis ist nicht mehr das, was es einmal war!

– Das meine ich! Ich weiss, wovon du sprichst. Ich bin auch ein fleissiger Zeitungsleser und Artikelsammler ... das Suchen nach dem aufbewahrten Ausschnitt kostet einen oft mehr Zeit als die ganze Leserei vorher.

– Du sagst es, Helmut!

– Du solltest Ordner haben, Werner, Leitz-Ordner, wobei ... vielleicht hast du schon welche. Im Keller? Oder in deinem Holzschuppen? ... Hier sehe ich nichts.

– Nein, ich besitze keine. Sie sind zwar gut und praktisch, aber ... für mich sind sie zu teuer, viel zu teuer!

– Das lässt sich regeln. Du hilfst mir oft im Garten, willst kein Geld dafür – ich hätte also Gelegenheit, etwas wieder gutzumachen; dir etwas zu geben, was du brauchst und was dir möglicherweise auch Freude bereitet.

Ich war von meiner Idee ziemlich begeistert. Werner offensichtlich weniger. Er schaute mich kurz an und heftete dann seinen Blick auf den Boden.

– Neue Ordner? Du müsstest sie also kaufen?

– Klar, auch in Italien schenkt dir niemand was!

– Sei nicht enttäuscht, Helmut: Das will ich nicht. Wirklich nicht! Hoffentlich bist du mir nicht böse.

– Nein. Eins würde ich aber gerne wissen: Warum kommt es für dich nicht in Frage?

– Dringend nötig sind sie nicht; man kann sein Geld für etwas anderes ausgeben. Also: Neue Ordner will ich auf keinen Fall!

– Vielleicht finde ich ein paar alte.

– Gut! Das wäre etwas anderes!

II

Werner las jetzt viel, sicher mehr als in den Sommermonaten, in denen er sich vor allem mit seinem Garten beschäftigt hatte. Er referierte oft über interessante Artikel, brachte mir Zeitungsausschnitte und erwartete meine Meinung dazu, die allerdings nicht allzu stark von seiner abweichen durfte.

Und die Leitz-Ordner? Die hätte er doch dringend gebraucht! Hatte er seine Meinung geändert? Nein, er blieb bei seiner Entscheidung: Eine Neuanschaffung – das wäre nur herausgeschmissenes Geld, das tue er nicht ... er müsse seine Ausgaben im Griff haben, gut überwachen, ohne Disziplin und Selbstkontrolle laufe bei ihm gar nichts.

Nun, vor seiner Überwachung und Kontrolle blieb nicht einmal ich ganz verschont. Ein Beispiel: Meine Autos.

Als ich einmal vergass, den Renault Espace, Siebenplätzer, vor seinem Besuch in der Garage zu verstecken, wunderte er sich.

- Hast du heute Besuch? Ich kann später kommen.
- Ach nein, Werner! Komm nur rein!
- Vor dem Haus steht aber ein Bus.
- Ein Minibus, Werner! Ein kleiner, sympathischer und handlicher Minibus.
- Wieso?
- Was, wieso?
- Hast du zwei Autos?
- Ja. Wusstest du das nicht? (Eine schlimme Heuchelei meinerseits).
- Nein! Ich kenne nur deinen Alfa Romeo, den weisen, den mit dem schwarzen Dach, das man zusammenklappen kann.
- Ja, das ist mein Spider. Im Sommer, im Herbst, eigentlich die meisten Monate, fahre ich den. Ein guter Wagen!

Werner schüttelte den Kopf und ging langsam um meinen Renault herum. Er war verstimmt.

- Ich verstehe das nicht, Helmut! Wozu zwei? Brauchst du sie? Man kann doch nur mit einem Auto fahren.
- Brauchen, brauchen! Was heisst das, Werner? Natürlich, mit nur einem Wagen könnte ich auch leben. Für die Wintermonate ist aber ein Cabriolet nicht gerade ideal, dann brauchst du tatsächlich eine Limousine.
- Aber so gross?
- Zum Einkaufen ist sie gut. Es kommen auch Freunde, Verwandte, wir machen kleine Ausflüge.
- Ja ...
- Und für eine längere Reise ist ein grosser Wagen unentbehrlich. Zweimal, dreimal im Jahr fahre ich damit nach Deutschland.
- Wie du meinst, Helmut, wie du meinst.

Werner sprach deutsch, gewiss, sein Deutsch war aber eine eigenartige Angelegenheit; vor allem nach dem zweiten oder dritten Glas.

- Von wo kommst du, Werner, wo bist du aufgewachsen, fragte ich ihn einmal. – Wie du redest, das hört man hier selten.

– Hier? Das sowieso!

– Ach, du weisst, was ich meine! Lassen wir das Italienische, dafür ist uns beiden der Zug längst abgefahren.

– Aufgewachsen bin ich überall. Nach dem Krieg sind wir viel herumgezogen ... die meisten Jahre habe ich aber in Schlesien gelebt.

– Ah! Hätte ich mir gleich denken können! sagte ich in meinem holprigen Polnisch. – Meine Mutter ist auch dort aufgewachsen!

Werner nickte und meinte nach einer Pause – auf deutsch – bei ihm sei es gerade umgekehrt gewesen; der Vater sei ein Halbpoler und habe lieber polnisch als deutsch gesprochen.

Mehr bekam ich aus ihm nicht heraus ... nun, ich versuchte es nicht einmal. Auch kein polnisches Wort kam je über seine Lippen, obwohl er, dessen war ich mir seit jenem Abend sicher, diese Sprache ausgezeichnet verstand.

Der Sonderling, der Waldmensch – und auch: der Säufer – hatten ihn im Dorf manche genannt.

Er trank, ach ja! Ein abgebauter und verwahrloster Alkoholiker war er aber keineswegs. Die angefangene Rotweinflasche leerte er zwar innerhalb einer Stunde – meine Hilfe war eher gering –, ein weiteres Angebot lehnte er meistens ab, und es kam auch vor, dass er nach dem ersten Glas Schluss machte und mich bat, die Flasche gut zu schliessen und «für später» auf die Seite zu stellen.

Ich sah Werner nicht regelmässig. Ein paar Monate kam er fast jeden Tag vorbei, dann wieder wochenlang nicht mehr. Dennoch gewöhnte ich mich mit der Zeit an ihn, was mir allerdings eher merkwürdig als logisch vorkam: Viele Gemeinsamkeiten hatten wir, so schien es mir, eigentlich nicht. Als er einmal mehr als zwei Wochen nicht bei mir erschienen war, plante ich für einen der nächsten Tage einen Besuch bei ihm, einen Aufstieg zu seiner «Villa». Vorher fragte ich aber in unserem Konsumladen nach ihm – damit ich nicht enttäuscht vor der Tür stehen würde – und erfuhr dabei etwas Merkwürdiges.

Zur Zeit sei er weg, teilte mir Herr Bianchi mit. Wie lange? Nein, das wisse niemand so recht. Seine Frau sei wieder zu Besuch gekommen ... diesmal mit der Tochter.

– Was, was sagen Sie? Er hat eine Frau? Und eine Tochter?

– Ja, wussten Sie das nicht? Sie kommen aber recht selten; einmal bleiben sie drei Wochen, dann wieder nur ein paar Tage.

Solche Neuigkeiten!

Ich fragte Erhard, den Nachbarn auf der Westseite, ob er mehr wisse, zum Beispiel, ob er Werners Frau kenne. Er kenne sie, meinte er, nur vom Sehen; sie sei vermutlich eine Norddeutsche, aber direkt gesprochen habe mit ihr niemand von uns Neuen. Sie komme jedes Jahr, vor allem im Herbst, oft auch im Frühling. Sie bringe immer Lebensmittel mit, viele Konserven und Obst; vielleicht wolle sie Werner für den Winter vorbereiten.

III

Viel lesen, ein wenig putzen, ein, zwei Stündchen Fernsehen muss auch drin liegen; anschliessend – bei gutem Wetter – Gartenarbeit; dann TV schauen und wieder – im Ohrensessel sitzen, nachdenken; Bücher und Zeitungen auf dem Schoss und auf dem Nachttischchen; dazwischen schnell eine interessante TV-Sendung ... kurz: Ein Aussteigeralltag.

Werner kam diesmal wochenlang nicht bei mir vorbei; durch sein Ausbleiben erfuhr also mein Routineablauf keine Ablenkungen. Zwei Mal traf ich ihn zwar im Dorf, er war jedes Mal in ein Gespräch vertieft, ich wollte ihn nicht stören. Als er aber ein paar Tage später unverhofft bei mir aufkreuzte und sich wortlos in «seinen» Korbsessel setzte, musste ich mich direkt beherrschen, um nicht mit Vorwürfen anzufangen. Er schwieg.

– So, so, unterbrach ich die Pause, da ich sie nach einer Weile als unangenehm empfand. – Wieder allein ... ist der Besuch schon abgereist?

Er schaute mich fragend an. Spielte er den Unwissenden oder überraschten ihn meine Worte tatsächlich?

– Was meinst du, Helmut? Sprichst du von meiner Frau?

– Gab es etwa noch andere Besuche?

– Die Tochter. Aber sonst ... nicht dass ich wüsste. Und Helga ... oh ja, die ist schon seit Tagen weg. Warum?

– Nur so. Ich wusste nicht, dass du verheiratet bist.

– War, bitte sehr, war: Vor Jahren ... nein, vor Jahrzehnten.

– Kontakt habt ihr aber immer noch.

– Ja, ja, sie kommt ab und zu vorbei. Warum? Stört dich das?

– Mich? Wie kommst du darauf? Ich wusste nur von nichts.

– Wie ich.

– Was meinst du?

– Ich weiss von dir auch sehr wenig.

Da hatte Werner recht! Ich nickte und schaute die einheimische strohverpackte Zwei-Liter-Weinflasche auf dem Küchenregal an. Chianti. Er gab mir mit den Augen ein Zeichen ... einverstanden! Ich stand auf, holte das bauchige Ding und schenkte uns ein.

An diesem Abend trank Werner viel. Ich konnte nicht Schritt halten und gab bald auf. Später bot ich ihm mein Gästebett an, wovon er nichts wissen wollte.

Ich half ihm beim Aufstehen. Er schien selber überrascht zu sein, wie schwer plötzlich seine Beine waren und wie wenig sie gehorchen wollten.

– Es ist schon dunkel, Werner. Zu dir hinauf gehst du sicher mehr als eine drei viertel Stunde und ...

– Ich habe meine Taschenlampe mit!

– Ich weiss. Aber ...

– Gute Nacht, Helmut. Und vielen Dank für den guten Tropfen!

Zugegeben, ich war neugierig, warum sollte ich es leugnen? Ich ahnte, dass es zwischen seinem und meinem Eheschicksal Ähnlichkeiten geben könnte, sicher war ich mir natürlich nicht.

Er sprach über seine Ehejahre wenig und offensichtlich nicht so gerne, immerhin sprach er aber. Es war ein anderer Mann im Spiel gewesen, ein «Akademiker», wie er einige Male betonte, ein Autofreak und «Grosskonsument». Das Ende des Familienlebens war schnell und für Werner völlig überraschend gekommen ... er hatte es ein Jahr lang gar nicht glauben wollen.

Es fiel mir später auf, dass jedes Mal, wenn dieses Thema angeschnitten wurde, Werner mehr trank als sonst; dann brach er abrupt auf und liess sich mehrere Tage nicht mehr blicken. Ich mied dieses Thema lieber.

Apropos Thema: Werners Gedächtnis wäre auch ein Thema für sich. Unauffällig, ganz in Ordnung konnte man einmal behaupten, vor allem, wenn es sich um Vereinbarungen und Zeitangaben allgemein handelte. Aber Namen, Fremdausdrücke, italienische Wörter? ... Eine Katastrophe! Er konnte sich – nach fast acht Jahren in Italien! – auch bei recht einfachen Besorgungen nicht gut verständigen.

Ein Beispiel:

Eier, die mochte er; als Leco – also mit Zwiebeln, Tomaten und viel Paprika zusammengerührt und mit Knoblauch angereichert – hart oder weich gekocht, auch roh trank er ab und zu gerne ein Ei. Nun erfuhr er irgendwo, dass im benachbarten Dorf ein Bauer seit kurzem Eier verkaufe ... gute Eier. Er marschierte eines Tages hin, kam aber zwei Stunden später schwer enttäuscht bei mir vorbei.

– Keine Eier! Alles umsonst, lieber Helmut. Erst wieder im Herbst.

– Im Herbst! Werner, was erzählst du da! Hühner führen doch ein ganz normales Sexualleben ... wie wir. Ich meine, wie wir es früher auch getan haben. Also nicht nur im Frühling oder im Herbst.

– Was soll ich aber machen? So hat man es mir gesagt!

– Wer hat das gesagt?

– Der Bauer natürlich!

– Wie? Er spricht nicht deutsch! Was gesagt? Wiederhole es mir bitte auf italienisch!

– Naja, etwa in dem Sinne: Uve, dopo! In autunno! Autunno ist doch Herbst, Helmut, das musst du zugeben.

– Jaja, das gebe ich gerne zu ... dann ist aber auch klar, dass ...

– Nichts ist klar! Ich habe keine Eier!

– Warte mal! Dann ist mir klar, warum er dich auf den Herbst vertrösten wollte. Pass auf: Uve, das sind Weintrauben. Die hast du aber nicht gewollt, sondern: Uove, Eier ... du Eierkopf!

Werner machte zunächst ein langes Gesicht, dann lachte er. – Uove, uove, wiederholte er strahlend und wollte gleich wieder zurücklaufen.

– Nein, poverino ... so nannte man ihn in unserem Dorf. – Jetzt läufst du mir nicht zurück, heute bekommst du ein paar uove von mir, ich habe gestern eingekauft.

– Ich weiss, das Auto – das grosse! – steht noch vor der Garage.

– Okay! Das ist eine andere Sache. Du musst ja nicht mit mir fahren, du kannst ruhig meine Maschinen meiden, das ist dein gutes Recht. Aber merke dir: Uove ... Eier! Alles klar?

Flugzeuge hasste er ... gut, das sagte ich bereits. Aber auch Autos, Busse und Züge gingen ihm auf die Nerven; praktisch alle Maschinen.

Dass Werner einst der erste Maschinist auf einem Ozeanschiff war, das erfuhr ich nicht direkt von ihm, sondern von den Nachbarn; er bestätigte es mir.

– Ja, das stimmt. – Ich lebte lange Zeit auf hoher See ... fast fünfzehn Jahre waren es. Zu lange!

– Schau, schau!! Und jetzt bist du ein Seefahrer in den Bergen!

Werner passte zwar nicht in unser Bergdorf, und dennoch – er gehörte dazu; als Aussenseiter, als komischer Kauz, als Eremit, als fragwürdiger und oft belächelter Naturmensch und, in den Augen von vielen: als Alkoholiker. Was war aber Werner wirklich? Weder das eine noch das andere? Oder von allem ein wenig, eine Mischung?

Er interessierte mich immer mehr, ich wusste allerdings, dass er nichts davon erfahren durfte; sonst hätte er sich sicher zurückgezogen ... denn er war vor allem ein sehr verletzlicher und scheuer Mensch.

IV

Der Frühling in diesem Jahr war ungewöhnlich warm. Werner schlief seit Mitte Mai nicht mehr in seiner «Villa», sondern vor ihr, genauer: Zwischen dem Haus und dem Holzschuppen.

– Übertreibst du nicht, fragte ich ihn einmal. – Im Mai kann unerwartet ein heftiges Gewitter kommen.

– Na und, dann gehe ich schnell rein. Ich schlafe doch gleich neben der Tür.

– Gut, vielleicht schaffst du das, ohne nass zu werden. Aber warum tust du das? ... Jede Nacht! Was hast du davon?

Nur langsam und zögernd liess er sich auf ein Gespräch ein; sogar eine kleine Verstimmung war spürbar. Ich wollte lieber das Thema wechseln, kam aber mit meinen ablenkenden Fragen zu spät.

– Da sind doch meine ganzen Vorräte, davon lebe ich, sagte er. – Die Ernte kommt bald, ich kann nicht alles den wilden Säuen überlassen. Wenn ich draussen schlafe ... sie riechen mich, die Viecher, sie sehen mich, sie wagen es nicht, bis an die Beute heranzukommen ... diese Erfahrung habe ich schon früher gemacht! Ich kenne das, Helmut, ich weiss, was dann mit dem ganzen Gemüse passiert!

– Und der Zaun? Der ist doch da! Wäre es nicht einfacher, zuerst den zu reparieren? So teuer sind die Drahtzäune und die paar Pfähle auch wieder nicht. Ein Teil steht schon, mehr als die Hälfte. Wenn wir beide anpacken, ist alles schnell fertig! Höchstens zehn Stunden!

Werner wirkte nachdenklich. Er nickte zwar, dennoch gab er sich eher skeptisch. Erst im Laufe der nächsten Tage zeigte er an diesem gemeinsamen Projekt mehr Interesse, später sogar eine gewisse Begeisterung.

– Gut, du kannst mir das Geld für das Material vorstrecken, wenn du magst. Ich will aber einen Vertrag mit dir abschliessen ... damit klar ist, dass ich auf deinem Grundstück alles wieder abarbeiten muss!

– Werner, das lässt sich machen, darin sehe ich absolut keine Schwierigkeit!

– Das bedeutet, ich könnte, zum Beispiel, Hühner oder Kaninchen halten? Mit einem guten Zaun dürfte es kein Problem sein.

– Richtig, so sehe ich das auch!

– Aber ...

– Was aber?

– Ich meine das Technische. Wie schaffen wir das Material bis hierher?

– Was wie? Normal! Jeder nimmt einen Schubkarren. So schmal ist dein Waldweg auch wieder nicht. Alles wird aufgeladen, gut ... vielleicht müssen wir zwei Mal gehen.

Er war gegen die Schubkarren. Bis jetzt sei er ohne Technik ausgekommen. Er wolle es weiter so halten.

– Aber Werner, übertreibst du nicht? Ein Schubkarren ist ein Schubkarren! Welche Technik? Wo siehst du sie? Ja, ein Rad, das sich dreht, das braucht man dabei. Ist das aber schon «die Technik»? Hightech sogar?

Offensichtlich ja, in seinen Augen. Er könne doch alles tragen, sagte er. Dann gehe er halt mehrere Male, meine Hilfe brauche er nicht.

– Gut! Wie du meinst! Lass mich wissen, wenn du so weit bist. Und die Lire für das Material kannst du dir bei mir holen. Du musst es mir nur zwei, drei Tage vorher sagen, zu Hause habe ich nicht viel Bares.

– Gibt es auch Secondhand-Pfähle?

– Das weiss ich nicht ... du müsstest selber fragen.

Kein Draht, keine Pfähle, keine wildschweintüchtige Abgrenzung – aus unserem Projekt wurde vorläufig nichts. Etwas stellte sich dazwischen, Werner bekam ganz andere Sorgen.

Es haperte plötzlich mit seiner Gesundheit. Er müsse in der Nacht oft aufstehen, sagte er. Eine lästige Sache! Ob ich da etwas kenne, ich sei doch Apotheker.

– Nicht ganz. Das hast du wahrscheinlich verwechselt, Werner. Chemiker bin ich, nur Chemiker. Besser gesagt: Ich war's. In einer mittelgrossen Firma in Baselland.

– Gut, gut! Es muss doch auch Kräuter geben. Für den Tee, zum Beispiel. Wo bekomme ich sie?

– Bei uns im Dorf kaum. Da solltest du nach Luino gehen; in der Apotheke kann man dich sicher beraten. Ich nehme dich mit, wenn ich zum Einkaufen fahre ... wenn du magst.

– Ja, ich gehe mit. Ich muss wohl. Und ... es ist da noch etwas anderes.

– Also: Raus damit!

Über «das andere» zu sprechen fiel Werner nicht so leicht. Es handelte sich um seinen Stuhl. Mühsam! Oft sehr hart. Er sei wirklich nicht zu beneiden! Meistens aber eher wässrig. Und hell ... stellenweise fast weiss.

– Du, das gefällt mir gar nicht! Ich bin zwar kein Arzt, so viel weiss ich allerdings. Die Farbe vor allem, ja, die verheisst nichts Gutes! Etwas ist mit der Galle nicht in Ordnung. Und unter Umständen auch mit deiner Leber ... man sollte alles richtig untersuchen. Hast du Schmerzen unter dem rechten Rippenbogen?

– Ja ... woher weisst du das?

– Ich weiss es nicht, ich denke es mir nur ... nach allem, was du mir gerade gesagt hast. Und das vorher, mit dem häufigen Pinkeln in der Nacht, das deutet eher auf Prostata hin. Das muss nicht so schlimm sein ... in deinem Alter. Auch das sollte man aber untersuchen. Du musst wirklich zum Arzt, Werner. Nein, bitte keine Widerrede!

An Widerrede dachte Werner eigentlich nicht. Allerdings auch an keinen Arztbesuch. Nicht aus Prinzip, sondern weil ihn etwas ablenkte. Die Situation war nämlich die:

In den folgenden Tagen fand er etwas Ungeöhnliches, ja, Beunruhigendes vor seiner «Villa». Er holte mich zu Hause ab.

– Komm, Helmut, das musst du dir selber ansehen! Ich verstehe das nicht. Keine Ahnung, was ich machen soll!

– Nur ruhig, Werner!

Um was es sich handelte, wollte er nicht verraten, obwohl ich ihn ein wenig bedrängte; der Aufstieg zu seiner «Villa» passte an jenem Tag nicht optimal zu meiner Zeitplanung.

Er ging schnell. Schon nach zwanzig Minuten standen wir auf der Lichtung vor seinem Haus. Er schaute mich erwartungsvoll an.

– Siehst du das? fragte er.

– Was? Wo? Ich sehe nichts ... nein, absolut nichts!

– Bist du blind? Hier, gleich neben der Tür.

– Ach so!

An dem Türrahmen rechts, etwas höher als die Klinke, hing an einem verrosteten Nagel ein Sack. Ein grosser Plastiksack, bunt bedruckt. Kein Brief daneben, kein Zettel, nichts.

– Und? Was meinst du, Werner? Hast du etwas bestellt ... und dann wieder vergessen?

– Nein. Wie kommst du auf diese Idee?

– Na ja. Es könnte so sein.

Er dachte ein paar Sekunden nach, ganz sicher war er sich offensichtlich doch nicht.

– Nichts habe ich bestellt! Meinst du, etwas aus einem Versandkatalog? Zum Beispiel telefonisch?

– Ja, zum Beispiel.

– So was habe ich noch nie gemacht!

– Gut! Lass uns also sehen!

Werner fasste mich heftig am Unterarm.

– Bleib da stehen!

– Spinnst du! Was ist los mit dir?

– Stopp! Keinen Schritt weiter!

– Aber Werner!

– Wir wissen nicht, was drin ist.

– Was könnte schon drin sein? Präservative, Pornohefte ... oder eine Scientology-Zeitschrift?

– Lass den Blödsinn! Alles könnte drin sein! Auch Gift. Oder Sprengstoff ... Semtex zum Beispiel!

Es war ihm ernst. Er hielt mich immer noch am Ellbogen und wirkte sehr aufgeregt.

– Gut, Werner! Also auf meine Verantwortung ... meine freiwillige Entscheidung. Geh bitte ein wenig zur Seite!

Er liess mich nicht zur Tür ... langsam bekam auch ich vor dem geheimnisvollen Sack Respekt.

Die Diskussion dauerte noch lange, um es aber kurz zu machen:

Nicht er, wie ich vorgeschlagen hatte, sondern ich musste zur Seite treten ... vor seinem Haus wollte Werner sämtliche Risiken auf sich nehmen. Er brachte aus dem Holzschuppen ein krummes Buschmesser und holte sich aus dem Wald einen daumendicken Ast – eine Art Angelrute, ein über zwei Meter langes Ding. Mit diesem Stock näherte er sich langsam dem Türrahmen. Vorsichtig nahm er den Sack ab, trug ihn – immer noch sehr aufgeregt und hörbar atmend – in den Wald und hängte ihn an den Aststummel einer Tanne – etwa zweieinhalb Meter hoch. Dann sagte er: – Fertig! Jetzt brauche ich aber eine Stärkung!

Wir machten eine Burgunderflasche auf, ein früheres Mitbringsel von mir, 1987, ein guter Jahrgang!

Fortsetzung in der nächsten Nummer.